

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Band: 52 (1981)
Heft: 12

Artikel: Leben mit dem Neid
Autor: Schoeck, Helmut
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-811871>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Leben mit dem Neid

Von Prof. Dr. Helmut Schoeck, Universität Mainz

An der VSA-Jahresversammlung 1981 in Einsiedeln, in deren Mittelpunkt die Vortragsfolge «Heim(at) zwischen Macht und Neid» stand, hielt Prof. Dr. Helmut Schoeck am 20. Mai den Eröffnungsvortrag. 1922 in Graz geboren, studierte er in München und Tübingen, wo er 1948 bei Eduard Spranger promovierte. Nach 15jähriger Lehrtätigkeit in den Vereinigten Staaten ist Schoeck seit 1965 Ordinarius für Soziologie an der Universität Mainz. Weltweites Aufsehen erregte sein Buch «Der Neid» (1966), das in viele Sprachen übersetzt worden und 1980 bei Herbig in München in einer überarbeiteten Neuauflage erschienen ist. Die zweite Auflage seines jüngsten Buches, «Das Recht auf Ungleichheit» (1979), erschien vor einem Jahr ebenfalls im Herbig-Verlag. Dazwischen veröffentlichte Schoeck ebenfalls kleinere Werke, in denen er als Beobachter der politischen Verhältnisse und als Gegner der sog. Emanzipationspädagogik scharfes Profil gewann. Die Leser des Fachblattes werden beachten, dass Schoecks politische Urteile der Szene in der BRD gelten und sich nicht ohne weiteres auf die schweizerischen Verhältnisse übertragen lassen. Die Zwischentitel wurden von der Redaktion eingefügt.



Seit Jahrtausenden galt sämtlichen Völkern das Neidmotiv als etwas ungemein Gefährliches, Unanständiges und Zerstörerisches. Zahllose Sprichwörter, die Sittenlehren des Alltags und alle Religionen verlangten stets die Ueberwindung des Neides durch den Neidischen: zu seinem eigenen Vorteil.

Der Neider schadet am meisten sich selbst

Wer neidet, schadet sich selbst am meisten. Er vertut unzählige Chancen, er vertagt viele eigene Leistungen, weil er sich stattdessen grollend und selbstbemitleidend mit dem beschäftigt, was andere, oft genug nur vermeintlich, schon haben oder sind. Er versäumt es, sich auf das ihm unmittelbar jetzt Mögliche zu konzentrieren. Mit dieser Gefährdung seiner Existenz hatte der Mensch seit jeher zu rechnen. Mit ihr hatte er zu leben. Und zwar ziemlich unabhängig von den jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnissen.

Seit 200 Jahren, im Kielwasser der Französischen Revolution, hat sich dieses Problem jedoch erweitert und verändert. Inzwischen hat sich nämlich die Utopie einer Gesellschaft der neidlos Gleichen ausgebreitet. Seit der Mitte unseres Jahrhunderts haben sich überdies einflussreiche Kräfte in den christlichen Kirchen, unter Verkenning der hervorragenden Neidbewältigungslehre in der früheren christlichen Theologie, einem uneingrenzbaeren politischen Gleichheits- und Gerechtigkeitsbegriff verschrieben. Somit hängen heute eigentlich alle einflussreichen Glaubensgebäude, alle politischen Ideologien, un-

terschieden nur noch nach dem Grad ihrer Radikalität, von der Erwartung ab, alle Menschen guten Willens könnten und müssten sich in absehbarer Zeit auf eine künftige wirklich gerechte Gesellschaft einigen, in der es dann weder Neid auf andere noch Furcht vor dem Beneidetwerden geben soll.

Alle politischen Parteien und die christlichen Kirchen leiten heute ihren Daseinszweck aus der vermeintlich möglichen weltweiten Herbeiführung von Verhältnissen ab, unter denen dem einzelnen die Aufgabe abgenommen erscheint, selber mit seinen Neiderlebnissen zurechtzukommen. Das ist ein wesentlicher Grund, weshalb praktisch alle «gesellschaftlich relevanten Kräfte» in den westlichen Demokratien zu einem seelisch und sozial ständig ungesünderen Klima beitragen, obwohl sie das Gegenteil anzustreben glauben oder behaupten.

Es ist deshalb heute schwerer als je zuvor, sich selbst und andere Menschen davon zu überzeugen, dass die Neidbewältigung eine Aufgabe ist, die uns niemand — und bestimmt keine Gesellschaft — je abnehmen kann.

Es ist eine Aufgabe jedoch, die gelöst werden muss, wenn es den einzelnen überhaupt zu den ihm möglichen Leistungen bringen will — Leistungen freilich, die ihm oft genug auch Neid eintragen werden. Diesen auszuhalten, wird aber auch eher möglich, wenn man die anthropologischen Wurzeln dieses Gefühls und seine Bedeutung für die anfängliche Vergesellschaftung der Individuen begriffen hat.

Kein Volk liess den Neid ohne Namen

Wie ursprünglich, wie universal, wie unkompliziert der Begriff Neid ist, sehen wir allein schon dann, wenn wir ihn später entstandenen Begriffen gegenüberstellen, wie zum Beispiel Frustration, Entfremdung oder Ambivalenz. Gleichgültig, welche Muttersprache ein Mensch hat, wenn er überhaupt eine Sprache mit Ihnen teilt — Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch —, dann können Sie ihm auch eine Situation beschreiben, in der es in der Regel zu Neidgefühlen kommt. In Ihrer Schilderung vermeiden Sie aber dieses Wort. Und danach fragen Sie ihn, ob es in seiner Muttersprache — Ungarisch, Arabisch, Chinesisch, Japanisch, Koreanisch usw. — ein Wort für das Gefühl gibt, das sich in der beschriebenen Situation eingestellt haben könnte. Sie werden stets eines genannt bekommen. Kein Volk liess den Neid ohne Namen.

Die mit dem Wort Neid bezeichnete Erscheinung ist also eine anthropologische Grundkategorie.

Eine latente Neiderregbarkeit im Menschen muss es immer geben. Ohne sie käme es nicht zu dem sozialen Wechselspiel, zur spontanen Aufsicht, zur sozialen Kontrolle. Wären wir völlig des Neidens unfähig und auch davon überzeugt, dass unser Verhalten von niemandem beneidet werden wird, käme es nicht zu dem gegenseitigen vorsichtigen Abtasten der jeweiligen sozialen Toleranzschwelle — ein stetiger Prozess, auf dem die Regelmässigkeit des Zusammenlebens beruht.

Der krankhafte, der alles verdrängende Neid im einzelnen Menschen und die auf die Beschwichtigung dieser vermuteten oder provozierten Neider zugeschnittene Gesellschaft sind hingegen selbstzerstörerisch, weil der Neid ein sich fast nie von selber stillendes Gefühl ist, sondern ein unproduktives Gefühl darstellt, gegen das die meisten erfolgreichen Gruppen und Gesellschaften in der Geschichte der Menschheit Hemmungen in ihrem kulturellen Normengefüge entwickelt haben.

Wie und woran lässt sich der Neid erkennen?

Woran kann nun überhaupt jemand erkennen, dass ein ihn hemmender Gemütszustand in Wirklichkeit Neid ist? Zuerst und am eindeutigsten merkt er es, wenn er sich eingestehen muss, dass es keinen einzigen Menschen gibt, ja dass kein anderer auch nur denkbar ist, mit dem er über sein Problem, seinen Kummer, seine Gefühle sprechen kann. Der Neid macht uns stumm. Ueber ihn ist eine Mitteilung an andere nicht möglich. Ueber jedes andere Gefühl, wie schön oder wie schrecklich auch immer, lässt sich mit irgend jemandem reden. Ueber den eigenen Neid nicht. Das haben zahllose Dichter und Philosophen im Lauf der Jahrhunderte immer wieder festgehalten. Wenn etwas weh tut und lähmt, wenn man aber zugleich spürt, dass darüber keiner andern Seele mehr etwas mitgeteilt werden kann, handelt es sich mit sehr grosser Wahrscheinlichkeit um Neidgefühle. Ebenso lähmt die Furcht vor dem möglichen Neid anderer jeden Dialog, tabuiert immer mehr Themen, entzieht immer weitere Fragen dem Gespräch.

Wer das Problem des Neides in den Griff bekommen möchte, muss sich vor einigen häufigen Verwechslungen hüten.

Es handelt sich nämlich nicht um Neid in Fällen von in Gang befindlichem Wettkampf, von Rivalität, von Konkurrenz. Zwar mag den einen oder anderen Rivalen, Konkurrenten oder Wettkämpfer in einem Zwischenstadium Ermattung befallen, es können ihm Zweifel am Erfolg kommen, und in einer solchen Phase können vorübergehend Neidgefühle auftreten. Der andere, der Konkurrent, der Rivale scheint so weit vorne zu liegen, scheint weniger von Pech verfolgt — all das aber bleibt unwesentlicher Neid, solange der Ansporn zur Tat, zum Wettkampf nicht erlahmt, solange der Betroffene im Rennen bleibt und bleiben will. Erst den, der aufgibt, frisst der Neid.

Die Verwechslung des Motivs für Wettkampf, für das Sichbewerben um Erfolg mit dem Neidmotiv kommt so leicht zustande, weil sie nahe beieinander liegende Wurzeln haben — vor allem aber, weil ein Heilmittel gegen zermürbenden, entmutigenden Neid gerade die Entscheidung für einen Wettkampf, für das Wettfeiern um ein Erfolgserlebnis auf irgendeinem Gebiet ist, nicht notwendigerweise auf dem Gebiet, wo das vorausgegangene Neiderlebnis stattgefunden hat.

Neid nicht zu verwechseln mit Eifersucht

Neid ist auch nicht zu verwechseln mit Eifersucht, obwohl in der Geschichte unserer Gefühle beide ebenfalls zusammenhängen: Es besteht wohl kein Zweifel, dass die enorme Fähigkeit des Menschen, zu einem neidischen Lebewesen zu werden, mit den Erkenntnissen der Geschwistereifersucht und den Erlebnissen der Eifersucht auf einen Elternteil zusammenhängt. Nur der Mensch unter allen Lebewesen bleibt mindestens zehn, elf, zwölf, meist aber noch mehr Jahre in der Familie, wo es die primären und die über viele Jahre hinweg stets gleichen, situationsidentischen Eifersuchterlebnisse gibt.

Und doch dürfen wir Neid und Eifersucht nicht vermengen, nicht verwechseln:

1. Eifersucht erstreckt sich definitionsgemäss und von der Sache her ausnahmslos auf den Verlust oder den befürchteten Verlust der Liebe einer anderen Person, auf deren Treue und Zuwendung wir einen legitimen oder zumindest gewohnheitsrechtlichen Anspruch hatten. Die Eifersucht hasst denjenigen, der in eine bestehende Gefühlsbindung eintritt — wie vor allem das zweitgeborene Kind.

2. Aber selbst diese unvermeidliche und von allen Völkern seit jeher gefürchtete Geschwistereifersucht darf nicht verwechselt werden mit Neid zwischen Geschwistern.

Dieser kann völlig irrational sein, so zum Beispiel, wenn sich Geschwister um etwas streiten, das in unbeschränkter Menge verfügbar ist. Oder wenn der 15jährige den 18jährigen beneidet, der Autofahren lernen darf, weil sich der 15jährige einbildet, wenn er 18 Jahre alt sein wird, würde ihm niemand den Fahrunterricht bezahlen.

Solche und viele andere Irrationalitäten finden sich beim Geschwisterneid, wie auch beim Neid auf Fremde. Und der Geschwisterneid wächst zweifellos auf dem Boden der Geschwistereifersucht, aber diese ist, verglichen mit dem Neid, *rational wie jede Eifersucht an sich rational ist*: Der Ehemann, dem die Gattin abspenstig gemacht wird, die Eltern, denen ein Kind entfremdet wird, der Mann, dem die Freundin ausgespannt wird — all diese Personen erleiden mit ihrer Eifersucht eine durchaus rationale, eine begründbare, eine rechtmässige Eifersuchtsreaktion. Diese ist sinnvoll. Sie mobilisiert unsere Verteidigungsbereitschaft gegen den Eindringling. Dass diese Eifersucht beim erstgeborenen Kind irrational ist, weil eine Menschheit aus Ein-Kind-Familien aussterben würde, ist eine andere Sache. Das älteste Kind weiss dies ja nicht zu dem Zeitpunkt, da es eifersüchtig wird.

Eifersucht ist allerdings in vielen Fällen, im Gegensatz zum Neid, behebbbar. Die Vernichtung, die Ausschaltung des einen Menschen, der uns die Zuneigung eines uns Nahestehenden rauben möchte, würde den Grund zur Eifersucht in der Regel beseitigen. *Der Neid hingegen ist diffus, irrational und durch gezielte Massnahmen nicht besieghar*. Kein Neider kann je alle Menschen zugleich vernichten, an denen er etwas zu beneiden findet.

Für den Neidischen ist es bezeichnend, dass er grundsätzlich bereit ist, sogar einen Teil des ihm selbst möglichen Erfolgs, einen Teil seines eigenen Gutes zu opfern, wenn er damit dem Beneideten einen proportional grösseren Schaden zufügen kann.

Der neidische Kleinbauer ist durchaus fähig, dem grösseren Bauern mit Brandstiftung einen Schaden zuzufügen, selbst wenn diese aufgrund der geographischen Lage, nur unter Preisgabe eines Teils seines eigenen Besitzes möglich ist. Dieser Handlungstypus ist auch zu beobachten, wenn besonders neidische Mitglieder eines Kollektivs, einer Belegschaft, einen Beschluss erwirken, der zwar ihnen auch einige Vorteile, einige Privilegien nimmt, aber vor allem anderen Mitgliedern dieses Kollektivs oder dieser Personalkategorie grössere Vorteile raubt.

Ein Beispiel, ein denkbarer Fall:

Aus einer Abteilung heraus soll irgendeiner sehr hoch befördert werden, aber es stehen zur selben Zeit in dieser Abteilung auch noch zwei oder drei andere, allerdings weniger spektakuläre Beförderungen an. Für die Neider ist es durchaus erwägenswert, ein solches Chaos, einen solchen Leistungsrückgang zu inszenieren, dass diese eine Beförderung zur Spitze vereitelt wird, obwohl sie damit auch ihre eigenen recht guten Chancen auf eine der drei anderen Positionen vorerst zerstören. Neider nehmen so etwas unter Umständen in Kauf.

Neider lassen sich schwerlich besänftigen

Insoweit also der Neider seinem Neid in vielen Fällen nur freien Lauf lassen kann, wenn er eigene Vorteile und Chancen preisgibt, ist der Neid in einem Menschen notwendigerweise ein Karriere-Zerstörer. Je stärker, je ausufernder der Neid, desto grösser die Versuchung, den Misserfolg, den Schaden des Beneideten herbeizuführen, auch wenn damit eine Selbstschädigung verbunden ist.

Liebes Christkind,

Dir wieder schreiben zu dürfen, macht so unendlich glücklich. Weisst Du noch um mein klopfendes Kinderherz, das, im wahrhaftigen Glauben an Dich, der Weihnachtszeit entgegengefiebert hat?

Mir selbst ist diese Zeit noch so nahe, wo die flackende Kerze beim Abendgebet mir wie Verheissung schien und die Sterne keine Nacht ungezählt blieben. Mein Warten auf das Wunder, das ich nur erahnen konnte . . .

Jahr um Jahr ist seither verstrichen, und so vieles mir entglitten. Wohl kann mich der Zauber dieser Zeit noch bannen, aber der Glaube an das Heilige ist verloren. Verloren im geschäftigen Treiben der Weihnachtsbescherung, zerstört durch das Wissen um alle Not und Verzweiflung dieser Welt. Ich denke zurück an alle jene Wünsche meiner Kinderzeit und fühle, dass so vieles in mir gereift, aber auch alt geworden ist.

Wo sind all diese Dinge, die mein Kinderherz einst so begehrte? Darf ich denn so wieder wünschen, wo ich um die Vergänglichkeit alles Irdischen weiss und mich nach Ewigkeit sehne — nach Ewigkeit, die nicht erwünscht, sondern erkämpft sein will?

Mein Verstand verweigert da, wo mein Herz bejaht und meine Seele braucht. Denn manchmal sind es ja gerade die kleinen, ach so unnütz scheinenden, eitlen Dinge, die mir das Leben wertvoll machen und mich beglücken.

So wünsche ich mir denn von Dir, liebes Christkind, ein Brotkörbli, das mich für lange Zeit an Dich, diesen Brief und meine Gedanken für Dich erinnern soll!

S. W.

Es ist in der Regel zwecklos, sich vor Neid, vor neidischen Aggressionen und Vorwürfen bewahren zu wollen, indem man auf die eigene viel längere Arbeitszeit oder Ausbildungszeit verweist. Wer immer Ihnen etwas neidet oder zu neiden scheint, wird bestimmt nicht besänftigt, weil Sie ihm beweisen können, dass er in den letzten fünf Jahren soundsoviel Stunden weniger gearbeitet hat als Sie oder dass er eine viel kürzere einkommenslose Ausbildungszeit gehabt hat.

Kein Klavier- oder Geigenvirtuose, der von weniger erfolgreichen Musikern eine Woge des Neides auf sich zu kommen fühlt, käme wohl auf den Gedanken, sich dessen zu erwehren, indem er auf die unzähligen Übungsstunden seit seinem fünften Lebensjahr verweist. Niemand verzeiht uns einen Erfolg nur deshalb, weil wir aus unserer Lebenszeit mehr zu machen verstanden als er. Im Gegenteil. Nichts schmerzt so sehr wie die Kenntnis-

nahme von dem, was der andere in der gleichen Lebenslänge alles schon unterzubringen wusste, denn hier waren sich ja ausnahmsweise alle einmal äusserlich wirklich gleich. Zwei 40jährige, die sich vergleichen, hatten genau 40 Jahre Zeit, dorthin zu gelangen, wo sie sind. Das Pech oder die Ungeschicklichkeiten des einen zählen nicht. Was schmerzt, ist die unanfechtbare Tatsache, demselben Jahrgang anzugehören.

Sich über Chancengleichheit den Kopf zerbrechen?

Es hat deshalb auch wenig Sinn, über Chancengleichheit im allgemeinen sich den Kopf zu zerbrechen. Jede Chance, auf ihre Wurzeln zurückverfolgt, verliert sich in einem unendlichen unentwirrbaren Geflecht, in einer unendlichen Menge von Faktoren, von Umständen. Nur in einer einzigen Chance, die selbst Voraussetzung aller anderen Chancen ist, gibt es wirklich Gleichheit: die Zahl der Lebensjahre, die Gleichaltrige zur Verfügung hatten. Wann immer auch in ihrem Leben sie sich vergleichen, jeder hatte genau dieselbe Zahl von Jahren bereits gewährt bekommen. Diese Zahl ist objektiv gleich lang gewesen.

Neid, wenn er sich erst einmal regt, hat deshalb guten Grund, eben das zu missgönnen, was der andere mit dieser gleichen Zeitspanne anfangen konnte, anzufangen wusste, anfangen durfte. Es ist deshalb psychologisch wenig erfolgversprechend, Neider entwarfaffen zu wollen, indem man auf die eigene viel längere Arbeitszeit pocht.

Das Neiden wurde wohl deshalb immer vor der gesamten Umgebung geheimgehalten, weil man als erkannter Neider den Vertrauensvorschuss verliert, ohne den man in keiner Gemeinschaft leben kann.

Jede menschliche Gemeinschaft, welcher Bevölkerungsgrösse auch immer, setzt ein Mindestmass an gegenseitigem Vorschussvertrauen voraus, das in der Geschichte der Menschheit erstmals systematisch abzubauen die «systemkritischen», politisch links stehenden Pädagogen seit Jahren bemüht sind. Jede ausführliche veröffentlichte Untersuchung eines Naturvolkes hat gezeigt, wie das erforderliche gegenseitige Vertrauen für die Mindestintegration des sozialen Systems einerseits und die Furcht von dem Neid der Mitmenschen andererseits in einem direkten Spannungsverhältnis stehen. Hauptgrund des Misstrauens in einen anderen in den schriftlosen Gesellschaften, ob Bruder oder Schwester, Onkel, Jagdgefährte, Bootskamerad, ist stets die Vermutung, dass der andere irgendetwas bei uns beneide und nur auf den Augenblick warte, wo er uns Schaden zufügen kann.

Weil wir aber immer auf ein Mindestmass an spontanem Vertrauen bei anderen angewiesen sind, ist es in jeder Gesellschaft ratsam, den eigenen Neid auf bestimmte Personen, aber auch den eigenen Neid in seiner Intensität überhaupt zu maskieren. Wer bei den Naturvölkern oder in den Dörfern wenig entwickelter Länder seinen Neid schlecht verbergen kann oder wer eines besonders starken Neidens verdächtigt wird, läuft Gefahr, physisch vernichtet, zumindest aber sozial ausgestossen zu werden. Diese Grunderfahrung machten Menschen offenbar seit jeher und überall. Die Erfahrung also, dass der Neider gefährlich, ohne Vertrauensvorschuss bei andern leben

muss, hat sich im Lauf der Menschheitsgeschichte eingepägt.

Deshalb schweigt fast jeder über seinen Neid, und die Allgegenwart, die Unerbittlichkeit des Neidens wird stets heruntergespielt und verdrängt, sowohl vom einzelnen als auch von der Gruppe, von einer Gesellschaft, weil man im Grunde ahnt, dass es keinen mitleidloseren Hassler, keinen gefährlicheren Feind des sozialen Friedens einer jeden Gesellschaft, einer jeden Gruppe gibt, als denjenigen, der irgendwelche Unterschiede zwischen sich und einigen andern nicht erträgt, sondern auf Rache und Vergeltung sinnt.

Wichtig ist nun folgendes: Ebenso wie der neidische Mensch, hat auch jeder Beneidenswerte ein Interesse an der Maskierung des Neides beim andern und an der Verdrängung des Neidmotives.

Gerade auch der Beneidenswerte nämlich muss an den guten, den fast nie neidischen Mitmenschen glauben, weil er selber sonst in der Gesellschaft, an seinem Arbeitsplatz funktionsunfähig wäre. Jeder, auch in unseren eigenen hochdifferenzierten Industriegesellschaften, muss im Grunde an eine relativ neidlose soziale Umwelt glauben. Er braucht diese Fiktion, um funktionsfähig zu bleiben. Er muss sich zunächst jeden Mitarbeiter, jeden Untergebenen neidloser vorstellen als er es vielleicht in Wirklichkeit ist, weil nur so die von der gemeinsamen Aufgabe her erforderliche Vertrauensbasis gegeben ist und erhalten bleibt.

Weshalb wird das Mass des Neides unterschätzt?

Der Vorgesetzte, der zur Erfüllbarkeit seiner Aufgabe mit der Loyalität eines Untergebenen rechnen muss, der sich vielleicht zu Unrecht bei einer Beförderung auf den gleichen Rang wie der Vorgesetzte übergangen glaubt, braucht für die Zuversicht seines eigenen Handelns die Fiktion, dass der andere nicht aus Neid ihn bei der ersten Gelegenheit sabotieren wird. Die Fälle, wo er es doch tun wird, sind vermutlich häufiger, als den meisten Opfern gewahrt wird. Wie will man feststellen, wie will man nachweisen, dass eine unterlassene Warnung, ein ausgebliebener Hinweis, eine verloren gegangene Information absichtlich, aus Neid, unterschlagen wurden?

Wenn man sich vergegenwärtigt, welche Rolle das Neidmotiv in der menschlichen Gesellschaft seit jeher gespielt hat, wie elementar die Gründe für das sich neidisch vergleichen und wie lebenswichtig die Gründe für das Verheimlichen des Neidens als Gefahr sind, dann ist es nicht mehr erstaunlich, dass das Ausmass des ohnehin im menschlichen Leben vorhandenen Neides in jeder Gesellschaft immer unterschätzt wird. *Man muss aber auch begreifen, was es langfristig bedeutet, wenn seit über zehn Jahren (und vor allem in Deutschland) schon ganze Kolonnen in unserer Bewusstseinsindustrie, in den Massenmedien, in Schulbuchverlagen, in pädagogischen Institutionen mit diabolischem Fanatismus dabei sind, für unsere Kinder Programme zu entwickeln und einzuführen, die als Hauptziel eines erkennen lassen: jeder junge Mensch soll zum Neiden erzogen, zum Beneiden anderer ausgebildet werden.*

Werde, der Du bist

VSA-Seminarwoche für Heimleitungen und Kaderpersonal

11.—15. Januar 1982, Propstei Wislikofen

Leitung: Dr. Imelda Abbt

Was 1980 in der Heimstätte Rüdlingen («Gemeinsam leben im Heim») als Versuch gedacht war, musste 1981 auf Wunsch der Teilnehmer in Bad Schönbrunn («Zeit zum Reden — Zeit zum Schweigen») wiederholt werden und verhalf allen, die dabei gewesen sind, zu wesentlichen, bleibenden Einsichten, die jeder Frau und jedem Mann die tägliche Arbeit im Heim leichter und sinnvoller machen konnten. Jetzt steht für den Monat Januar des kommenden Jahres bereits die dritte Seminarwoche in der Propstei Wislikofen (bei Zurzach) auf dem Programm. Zu diesem Programm der dritten Seminarwoche schreibt die Kursleiterin:

«Selbstverwirklichung ist zu einem Modewort geworden. Von vielen wird es als egoistisches Ausleben von eigenen Wünschen verstanden. Aber Selbstverwirklichung ist gerade das Gegenteil von Ich-Verliebtheit. Sie hat Distanz zum Ich und geht auf den anderen Menschen zu. ‚Werde, der du bist!‘ meint letztlich das immer neue Ringen um das, was in unserem Innersten angelegt ist. Deshalb sollen in dieser Woche grosse Menschen vorgestellt werden, deren Leben uns zeigt, was diese Forderung bedeutet — für jede(n) von uns bedeutet.»

Aus dem Programm Montag, 11. Januar 1982: Aurelius Augustinus (354—430)

Dienstag, 12. Januar 1982: Johann Heinrich Pestalozzi (1746—1827)

Mittwoch, 13. Januar 1982: Pablo Picasso (1881—1973)

Dieser Tag wird vom Maler **Rainer Kunz**, Luzern, gestaltet

Donnerstag, 14. Januar 1982: Karl Jaspers (1883—1969)

Freitag, 15. Januar 1982: Simone Weil, (1909—1943)

Kurskosten:

Fr. 450.— (inkl. Unterkunft und Verpflegung)

Fr. 400.— für Teilnehmer aus VSA-Heimen

10 Prozent Ermässigung bei persönlicher VSA-Mitgliedschaft

Anmeldung

Seminarwoche Wislikofen

so schnell wie möglich an Sekretariat VSA, Seegartenstr. 2,
8008 Zürich, senden

Name _____

Vorname _____

Name und Adresse des Heims _____

Datum _____

Unterschrift _____

VSA-Mitgliedschaft des Heims Ja Nein

Persönliche Mitgliedschaft Ja Nein

Jede bisher bekannt gewordene Gesellschaft, jedes Naturvolk, jede Hochkultur bis hin zur unmittelbaren Gegenwart kannte die ungeheure Gefahr, die dem Menschen von seiner Natur her mit dem Neidenkönnen mitgegeben ist. Keine Gesellschaft hat es bisher für nötig oder für ratsam gehalten, die Heranwachsenden über das artspezifische Mass hinaus gezielt als Neider zu programmieren. Vielmehr ging es immer darum, mit verschiedenen Erfolgsgraden, gegen den Neid des Menschen Riegel vorzuschieben. Immer wurden den Kindern Gründe vermittelt, weshalb Neiden nicht lohnt.

Daneben gab es natürlich immer auch Bemühungen, das Verhalten eines jeden so zu gestalten, dass er möglichst wenig Angriffsflächen für Neider bietet. Die zur sozialen Mindestintegration eines Gemeinwesens erforderliche Hemmung des Neidmotivs kann aber in erster Linie allein durch die Entschärfung des Neidens und nicht durch das Ausräumen, das Verhindern von neiderregenden Eigenschaften und Eigentum erreicht werden. Die zu bitterstem Neid führenden Unterschied zwischen den Menschen können nämlich, wie unzählige Belege der Ethnologie aus den verschiedensten Gesellschaften zeigen, winzig sein.

Man muss nämlich wissen: mit wenig andern Dingen sind die Menschen aller Naturvölker so pausenlos beschäftigt wie mit eben diesem ständigen Verbergen der kleinen Vorteile, der kleinen Glücksfälle ihres persönlichen Daseins. Ich schätze, nach über 30 Jahren fortlaufender Lektüre der völkerkundlichen Fachliteratur, dass diese zu 60 Prozent aus der Beschreibung der verschiedenen Verheimlichungstaktiken und Neidabwehrrituale besteht.

Die reine Freude am Genuss eines andern ist selten

Das alles steckt uns natürlich noch in den Knochen. Erst ganz spät in seiner Geschichte, unter bestimmten kulturellen Bedingungen, wurde dem Menschen das seelische Gleichgewicht zuteil, für die reine Freude am Genuss eines anderen. Es war noch nirgends der Regelfall. Es ist immer noch schwer, und jeder muss wohl immer wieder daran arbeiten. Fast der gesamte zivilisationspessimistische Stuss, den wir seit Rousseau über Marx und Marcuse bis Erich Fromm über uns ergehen lassen mussten, wird durch eine einzige unwiderstehliche Tatsache, der diese Autoren stets aus dem Wege gingen, schon zur Makulatur: je mehr der Mensch noch im Urzustand, in vermeintlich stresslosen Verhältnissen lebt, auf dem Südsee-Atoll, im Urwalddorf, desto unfähiger ist er zur schlichten arglosen Mitfreude am Genuss seines Genossen.

Je urkommunistischer, je sozialistischer der Mensch noch (oder wieder einmal) lebt, desto unfähiger ist er, sich am Erfolg, an der besonderen «Selbstverwirklichung» eines Mitmenschen im engsten Kreis neidlos zu freuen.

Das geht aus jeder Schilderung der «utopischen» Kleinstgemeinden hervor, die man in den letzten 200 Jahren gegründet hat.

«Die Zeit», die deutsche Wochenzeitung, ergötzt ihre Leser nun schon seit 1979 regelmässig mit den Berichten,

die ein früherer Redaktor über sein Leben in einer Kommune in Bayern schreibt. Die Genossen, so klagte er in einer Folge, beanstanden, dass er zwar bei der «Zeit» ausstieg und bei ihnen den Einstieg ins einfache Leben vollzog, jedoch weiterhin das Journalistenhandwerk übt, neben dem Umschaukeln bayerischer Misthaufen. Es schaffe ihm das Gefühl der Anerkennung, sagt er; sie erwidern: ist dir unsere Anerkennung nicht genug?

Klassischer Fall von Neid und ein Beweis für meine These: Jede Art von Innovation, von Kreativität, somit jede Zivilisation, jede Entwicklung ausserhalb der Höhle der Urhorde setzte den Gleichmut gegenüber dem Neid der Genossen voraus.

Das MS-Sozialwerk in Bayern als Beispiel

Unglücklicherweise sind im Lauf der letzten Jahre und Jahrzehnte bestimmte Redewendungen, bestimmte Klischees und Denkmuster in Umlauf gekommen, die unser Weltbild, unser Daseinsverständnis zugunsten der Neider, zugunsten einer Legitimation des Neidgefühls verändern. Viele gebrauchen sie, ohne zu ahnen, auf welches Missverständnis sie sich damit einlassen. Ein aktuelles Beispiel:

Das Multiple-Sklerose-Sozialwerk in Bayern gab Ende 1980 eine Pressekonferenz, um die Autobiographie einer jungen Frau vorzustellen, die an dieser Krankheit leidet. Marianne Strauss, die Gattin des Ministerpräsidenten, hielt die Ansprache. Was sie sagte, verlangt Zustimmung: die Bitte um Mitgefühl, um Verständnis und Hilfe für die MS-Erkrankten.

Doch drei Worte in dieser Ansprache waren falsch gewählt.

Sie zeigen, wie schwer es selbst schon für die Frau eines konservativen Politikers geworden ist, dem Sprachgebrauch des politischen Gegners nicht unbedachterweise Nahrung zu geben. Sie sagte nämlich:

Diese Autobiographie sei für die «unverdient noch Bevorzugten eine sehr ehrliche Darstellung eines Schicksals, die uns aufhorchen lassen sollte». Vermutlich verdeckt zunächst die Aura dieser unheimlichen, unheilvollen und oft sehr früh zuschlagenden Krankheit das Missverständnis unserer Daseinsverhältnisse, dem diese Wortwahl Vorschub leistet. Gewiss, wenn man es so sehen will, kann man behaupten, dass jeder, der in fortgeschrittenem Alter noch lebt und bei dem noch keine bösartigen Tumore festgestellt wurden, ein «unverdient Bevorzugter» sei.

Doch wer angesichts eines schrecklichen Schicksals anderer Menschen von sich und seinen Zuhörern als «unverdient noch Bevorzugter» spricht, akzeptiert unüberlegt eine typische Sprachregelung im Sinne der politischen Linken. Diese will ja, dass sich jeder, dem es noch nicht ganz schlecht geht, von vornherin im Unrecht wähnt und ein schlechtes Gewissen hat. Er soll aus vorchristlichem Aberglauben den Neid rachedurstiger Götter fürchten. Und viele tun dies auch: Des ZDF-Journalisten Kronzucker erster Gedanke nach der Entführung seiner Töchter im Sommer 1980 in der Toskana

war, wie er später erzählte: «Das ist die Strafe, weil es mir bisher so unverdient gut gegangen ist!»

Die Linken aber kalkulieren stets mit dieser Restangst aus der Urzeit. Die Redewendung «unverdient bevorzugt» ist ihr Stoss ins Unbewusstsein, in die Sphäre der Daseinsangst. Die erhoffte Wirkung: wer sich irgendwie von irgendjemandem beneidbar glaubt, soll sich wie ein Sozialsünder vorkommen und die Erlösung von der Pein des schlechten Gewissens von diversen linken Reformen erhoffen.

Als erstes bewirkt diese Strategie in der veröffentlichten Meinung aber vor allem dies: immer mehr Bürger fangen an, sich gegenseitig auf «unverdiente Bevorzugungen», auf «Privilegierungen» (bzw. «Unterprivilegierungen») zu beargwöhnen. Das erzeugt die Ausgangslage zur Forderung von politischen Massnahmen, bei denen sich die Linken in ihrem eigentlichen Fahrwasser wissen: gleichmachen, Schema Prokrustesbett.

Sicher gibt es echte Bevorzugungen im Leben der Menschen. Wenn zum Beispiel ein Kind vom Vater aufs Pflichtteil gesetzt wird, ist es benachteiligt. Die anderen Kinder dieser Familie sind bevorzugt. Aber wenn von fünf Geschwistern drei durch ein Unglück ums Leben kommen, sind die überlebenden keineswegs «bevorzugt». Es wäre unsinnig, ihr nunmehr grösseres Erbe als «unverdient» zu bezeichnen. Genau so ist es aber bei den meisten Verschiedenheiten zwischen den Lebensläufen und Lebensverhältnissen der Bürger. Sie gehören in die Kategorie von Ereignissen, die mit unverdienten Bevorzugungen nichts zu tun haben.

Doch die Linke suggeriert jedem Bürger und jedem Schüler in den zahlreichen und links geneigten Schulbüchern, er müsse jedes Manko bei sich als Folge einer unverdienten Bevorzugung anderer Mitbürger auffassen — ihm persönlich angetan vom «Ueber-Vater» der sogenannten Gesellschaft. Von ihr soll sich die Mehrheit der Bevölkerung aufs Pflichtteil verwiesen fühlen.

Die Bibel warnt vor dem Empörungsneid Kains

Perverserweise sind es gerade auch die progressiven Theologen beider christlichen Kirchen, die diese Sichtweise propagieren. Die Botschaft der Bibel, im Alten und Neuen Testament, war genau das Gegenteil. Sie warnte eindringlich vor dem Empörungsneid Kains, der älteren Brüder im Gleichnis vom verlorenen Sohn und der Frühaufsteher unter den Arbeitern im Weinberg. Abels Erfolg beim Opfer, der grosszügige Empfang des heimgekehrten verlorenen Sohnes, die Gleichheit des Lohnes für die zuletzt gekommenen Arbeiter — nichts von alledem gestattet nach der christlichen Lehre den Vorwurf einer unverdienten Bevorzugung. Im Gegenteil: Wer ihn erhebt, ist auf dem Weg zum Brudermord.

Man kann den Benachteiligungsverdacht schüren

Die Heranwachsenden werden seit Jahren über verschiedene Medien (Schulbücher, Hör- und Fernsehsendungen für Kinder und Jugendliche, bestimmte Taschenbuchreihen, eine neue «Generation» von Kinderbüchern) auf

eine Weltanschauung, eine Lebensphilosophie festgelegt, hinter der die Doktrin zu stehen scheint, dass jede persönliche Ueberreaktion auf das Erlebnis oder auch nur die Vorstellung einer Ungleichheit legitim, ja geradezu eine Pflicht sei. Vielfach werden die Heranwachsenden auf Wahrnehmungsmuster eingestellt, die zugunsten eines ständig schwelenden Benachteiligungsverdachts die Wirklichkeit verzerren. Gleichzeitig findet aber eine Verdrängung, eine Tabuierung, eine Ausblendung des Phänomens und Daseinsproblems Neid (bzw. Geschwistereifersucht) statt.

In Fortführung meiner eigenen Untersuchungen von Schulbüchern der 70er Jahre untersuchte einer meiner Doktoranden sämtliche Schulbücher und Begleitmaterialien für den Religionsunterricht in der Bundesrepublik Deutschland der beiden Konfessionen. Es ergab sich eine Bestätigung der Hypothese, dass während der 70er Jahre in den Unterrichtswerken beider Kirchen — in den evangelischen deutlicher als in den katholischen — eine Verdrängung oder Verschleierung der Neid- und Ungleichheitsproblematik stattgefunden hat. Die im Alten und Neuen Testament so auffallend oft und eindringlich angebotenen Hilfen für die persönliche Auseinandersetzung mit Ungleichheitserlebnissen und Neidgefühlen sind weitgehend fortgefallen. Das Neidphänomen wird entweder ausgeklammert oder in einer Weise dargestellt, die den Neider ins Recht, den Beneidbaren aber ins Unrecht setzt.

Entsprechendes gilt für die Geschwistereifersucht. So wird zum Beispiel

das Gleichnis vom verlorenen Sohn heute

in Religionsbüchern gebracht unter Ausklammerung des Protests des braven zuhause gebliebenen Sohnes, denn daraus könnten heutige Schüler ja die — vom Urtext durchaus beabsichtigte — Einsicht gewinnen, dass nicht einmal im Geschwisterkreis ein Recht auf Empörungsneid anerkannt wird: die erneute Gleichstellung, ja die Bevorzugung des heimgekehrten verlorenen Sohnes gegenüber den braven Kindern soll ja neidlos widerspruchslos akzeptiert werden. «Oder bist Du etwa neidisch, leidest Du am bösen Blick?» fragt der Vater. Wie an anderen Stellen des Neuen Testaments auch, wird mit der Zuschreibung des Neidmotivs kategorisch die Diskussion über Verteilungs- und Zuwendungs-gerechtigkeit beendet. Das aufquellende Neidgefühl kommt als Maßstab der Gerechtigkeit nicht in Betracht.

Darin lag die ungeheure und vermutlich auch psychotherapeutische Leistung der christlichen Lehre, unter deren Schirm sich die Kreativität des Abendlandes entfalten konnte.

**Die absolute Freiheit
spottet der Gerechtigkeit.
Die absolute Gerechtigkeit
verneint die Freiheit.**

Albert Camus

Sie befindet sich in diametralem Gegensatz zur linken Strömung, zu den egalitären Sozialreligionen der Gegenwart. Und deshalb findet in den Religionsbüchern grösstenteils eine Zensur der Gleichnisse statt, sofern sie Neid, Eifersucht und Gleichheitsfragen berühren.

Neid macht süchtig und flammt immer wieder auf

Das Neidgefühl steht dem persönlichen Erfolg im Wege, weil es verleitet, unsere Kräfte, Aufmerksamkeit und Einfallsgabe gerade solchen Aufgaben zuzuwenden, die viel zu unförmig und unabgrenzbar sind, um innerhalb eines systematisch planbaren Zeitraums bewältigt zu werden.

Ob sich jemand zu sehr mit dem eigenen Neiden befasst oder abmüht, bei sich für irgendeinen anderen Menschen die Gründe für dessen Neid aufzuheben: Er verstrickt sich in beiden Fällen in kaum lösbare Aufgaben. Er kommt zu Handlungen oder Unterlassungen, für deren ausreichenden Erfolg es keine Kriterien gibt. Neid macht süchtig und schafft aus sich selbst heraus immer neue scheinbare Gründe für sein Aufflammen. Das Neidgefühl unterscheidet sich damit von einigen anderen Gemütszuständen, die ebenfalls der Leistungsfreude im Wege stehen können:

Wer an Fernweh leidet, kann sich einen Ruck geben und den Ortswechsel vollziehen. Er weiss jedenfalls genau, ob und wann dieser erfolgt ist. Der Ortswechsel ist anstrengbar und planbar. Dasselbe gilt für Heimweh. Auch dieses Gefühl kann zu Depressionen beitragen. Aber wer an Heimweh leidet, kann, innerhalb der westlichen Welt, die Ursachen für Heimweh aufheben. Er kann dorthin zurück, wo er vorher lebte. Nun können sicherlich beide Gefühle, Fernweh und Heimweh, trügerisch sein, und der Ortswechsel beseitigt die Depressionen nicht. Aber der einzelne Mensch kann jedenfalls den Test machen. Oft genügt schon ein probeweiser Ortswechsel, der heute weitaus weniger ein Problem darstellt als je zuvor. Heimweh und Fernweh sind dem Neid in ihren depressiven Komponenten verwandt: «Dort, wo ich gerade nicht bin, entgeht mir etwas.» Aber die Widerlegung dieser Gefühle ist in der Regel vollziehbar. Der Selbstbetrug ist nicht beliebig verlängerbar. Das Neidgefühl hingegen, in all seiner schrecklich schönen Schwermut der Selbstbemitleidung, lässt keine präzisen und vor allem keine terminierbaren Lösungen zu.

Es ist die seit Jahrtausenden immer wieder von Schriftstellern festgehaltene Eigenart des vom Neid erfüllten Menschen, dass er die neiderzeugende, die den Neid tragende Situation stets so definiert, dass sie keine echte Lösung gestattet.

Ein Weg aus der Sackgasse ist die Einsicht, dass Schicksalsvergleiche, insbesondere Karrierevergleiche im Nachhinein sinnlos sind. Darüber zu brüten, hemmt nur. Der Irrtum besteht im Glauben, man könne Schicksals- und Chancenvergleiche zeitlich beliebig punktuell vornehmen. Von den beiden Punkten aus, zu denen wir und irgendein anderer tatsächlich fast gleich waren, haben notwendigerweise ganz verschiedene Pfade in die Gegenwart geführt. Ob wir tatsächlich uns einst offene

Chancen unausgenutzt liessen, kann grundsätzlich nicht am Fall von Ersatzschicksalen geprüft werden. Kein Mensch kann jemals wissen, im Rückblick auch nur auf gestern, ob er diesen Blick noch hätte werfen können, wenn er vor einem Jahr, vor fünf Jahren, vor zwanzig Jahren den Weg eingeschlagen hätte, der den andern zu dem führte, was man jetzt bei ihm beneidet.

Die Versuchung ist so naheliegend: Wir sehen einen anderen Menschen, der eine Karriere, ein Lebenswerk, eine künstlerische Höchstleistung, einen besonders hübsch gelegenen Bauplatz aufzuweisen hat. Zunächst sieht es recht einfach aus: Wir können die Gabelung in unserem eigenen Leben auffinden, an der sich theoretisch einst entschieden hat, ob wir dorthin gelangen werden, wo wir jetzt tatsächlich sind oder ob wir, der scheinbar kalkulierbaren Möglichkeit nach, auch zu dem Punkt in der Gegenwart hätten kommen können, wo jetzt der andere steht. Neid auf ihn? Vorwürfe an uns selbst? Vorwürfe gegen die Eltern oder den Lebensgefährten der vielleicht damals zur übergrossen Vorsicht riet? Vorwürfe ans Schicksal?

Wer so sein eigenes Leben ständig grollend oder sich quälend auf Benachteiligungen abklopft, betrügt nur sich selbst.

Es hat diese anderen Möglichkeiten als Ersatzschicksale, als Alternativ-Schicksale in Wirklichkeit nie gegeben. Jedenfalls ist es für uns grundsätzlich unmöglich, zu wissen, ob es sie tatsächlich gegeben hätte. Gewiss, als Momentaufnahmen zu irgendeinem Zeitpunkt in der Vergangenheit mag es sie gegeben haben, aber nicht als garantierten Weg für uns und nur für uns, von damals bis heute. Selbst wenn der andere, ob unmittelbarer Konkurrent oder ferne Bezugsperson, uns jetzt mit allem, was uns abgeht, was uns jetzt nicht mehr gelingen kann, prall und wirklich vor Augen steht: Wir können grundsätzlich nicht wissen, ob wir heute an seiner Stelle stünden, wenn wir bei jener früheren Weggabelung es ihm gleich getan hätten. Wir können nie wissen, ob wir nicht, im Gegensatz zu dem jetzt Beneideten, auf jenem anderen, uns damals scheinbar auch offenen Pfad zu einem Schnittpunkt von Raum und Zeit gekommen wären, wo es für uns nur den tödlichen Unfall oder das Scheitern gab. Natürlich, wir hätten uns beispielsweise damals auch um jene ausgeschriebenen Positionen bewerben können, die den heute Beneideten inzwischen auf schwindelerregende Höhen des Erfolges geführt hat. Vielleicht hatten wir sogar die besseren Qualifikationen als jener andere. Nicht wissen können wir aber, ob wir irgendwann in der Zwischenzeit auf jenem anderen, uns ursprünglich auch möglichen Berufsweg die Dienstfahrt in die Querschnittlähmung hinein angetreten hätten, die für den anderen ausfiel, weil er gerade die Grippe hatte.

In Zukunft ist noch mehr mit Neid zu rechnen

Natürlich wussten all dies bereits manche Philosophen und Dichter in der Antike. Kein Mensch, daran hatten diese schon erinnert, kann bis zur Minute seines Todes je wissen, ob es ihm, im Vergleich mit einem anderen, aufs ganze Leben hin gesehen, nun wirklich schlechter oder besser gegangen ist.

Neuer VSA-Kurs 1982

Einführung in die Arbeit mit Betagten

In Zusammenarbeit mit dem Institut für Angewandte Psychologie Zürich führt der Verein für Schweizerisches Heimwesen VSA den Kurs «Einführung in die Arbeit mit Betagten im Heim» wieder durch. Dieser Einführungskurs, der vom 1. März 1982 bis zum 8. November 1982 dauert (27 Montage zu je vier Stunden), richtet sich an folgende Interessenten:

- Personen ohne Heimerfahrung, welche sich im Sinne eines Zweitberufs auf die Übernahme eines Heims oder einer andern Institution zur Betreuung Betagter vorbereiten möchten
- Mitarbeiter von Alters- und Pflegeheimen in Kaderposition
- Vertreter von Heimträgerschaften und Mitglieder von Heimkommissionen, die sich mit der Problematik der Altersarbeit vertraut machen wollen
- Leiter/innen von Kleinheimen (Pensionen) der Betagtenpflege mit weniger als fünf Mitarbeitern (inklusive Heimleitung)

Der Einführungskurs ist unter Umständen eine gute Vorbereitung auf den VSA-Grundkurs für Heimleitung.

Themenkreise:

Die Situation des alten Menschen
Körperliche Veränderungen im Alter
Psychische Veränderungen im Alter
Grundlegende Methoden der Betreuung alternder Menschen
Grundzüge der Heimorganisation

Kursort: Institut für Angewandte Psychologie Zürich, Merkurstrasse 20, 8032 Zürich.

Kursleitung: C. D. Eck, stellvertretender Direktor, und Max Moser, dipl. Psychologe, sowie weitere Mitarbeiter des Instituts für Angewandte Psychologie und Gastreferenten des VSA.

Kurskosten: Fr. 1600.—
Fr. 1400.— bei VSA-Mitgliedschaft des Heims oder bei persönlicher Mitgliedschaft

Die Teilnehmerzahl ist beschränkt. Bewerber werden auf ihre Eignung überprüft (Mindestalter 25 Jahre). Folgende Kurstage (jeweils Montag von 09.00 bis 13.00 Uhr) sind vorgesehen:

1., 8., 15., 22., 29. März; 26. April; 3., 10., 17., 24. Mai; 7., 14., 21., 28. Juni; 16., 23., 30. Aug.; 6., 13., 20., 27. September; 4., 11., 18., 25. Oktober; 1., 8. November 1982.

Nähere Auskünfte und Kursunterlagen sind beim Sekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich (Tel. 01 252 49 48) erhältlich.

Anmeldeschluss: 15. Januar 1982.

In den kommenden Jahren werden Sie mit dem Neid als einem wachsenden Problem rechnen müssen. Diese Prognose lässt sich aufgrund verschiedener Trends für alle westlichen Länder stellen. Ueberall gibt es Bewegungen und Kräfte, die alles nur Erdenkliche tun, um das Umkippen, um die Perversion der Gleichheitsidee in primitive Appelle an den Neid auf immer neuen Gebieten unseres Lebens durchzusetzen. Für eigene Neidprobleme, für eigene Anfechtungen durch Neidgefühle kann diese Gesellschaftspolitik des Neides allerdings eine Hilfe sein: je mehr sich die soziale Wirklichkeit, die sogenannte Gesellschaft, das sozialpolitische Klima ringsum infolge eines angefachten Neides aller gegen alle verkrampt und je vergifteter die menschlichen Beziehungen dadurch werden, desto leichter müsste es für jeden, der dies durchschaut, sein, sich über die Sinnlosigkeit, über das nutzlose Zerstörerische eigener Neidgefühle klar zu werden. Der eigene Neid ist heute zunehmend ein Lebensrisiko, das man sich nicht mehr leisten sollte.

Mehr als je in der Geschichte der Menschheit, ich meine das buchstäblich,

mehr als je zuvor in unserer Geschichte als soziales Lebewesen werden wir aber auch damit rechnen müssen, dass wir es mit Zeitgenossen, vor allem auch mit Jugendlichen und jüngern Menschen zu tun bekommen, die aus einer Schule des Neides kommen, die bereits die bedauernswerten Opfer einer zynischen Erziehung zum neurotischen Neider seit der Grundschule gewesen sind.

Aber auch viele Programme der Erwachsenenbildung, öffentliche wie private, lassen als zentrales Lernziel die Programmierung der Kursteilnehmer auf grösstmögliche Selbstbemitleidung, auf höchstmögliche Neiderregbarkeit erkennen. Jeder wird dazu angehalten, wird darin geübt, ständig seine Benachteiligung, sein Zukurzgekommensein, die eigene «Unterprivilegierung» im Vergleich mit irgendwelchem anderen zu entdecken — gleichgültig, ob es sich um realitätsbezogene oder völlig abwegige Vergleiche handelt.

So werden junge Menschen zwischen Zehn und Zwanzig angehalten, ihre Lebensverhältnisse mit den sogenannten Privilegien anderer neidvoll zu vergleichen, die in der Regel bereits im Alter zwischen 40 und 60 sind. Aus praktisch der gesamten heutigen Pädagogik, aus dem neuen Unterrichtsmaterial, ist der Gesichtspunkt und sind alle Texte entfernt worden, aus denen hervorginge, dass doch kein junger Mensch unter 20, unter 25 oder 30 überhaupt wissen kann, welchen Platz in der Gesellschaft, welche Annehmlichkeiten einer Position er später haben wird, und zwar gerade am ehesten dann, wenn er sich zu einem Menschen mit hoher Leistungsbereitschaft auf irgendeinem Gebiet, entwickelt, zu einem Menschen, der sich nicht täglich im Neid verzehrt.

Optimistisch machen kann uns folgendes:

Wenn das Neiden eine in der Stammesgeschichte des menschlichen Organismus an sich erforderliche Fähigkeit

gewesen ist — die Voraussetzung zur Bildung komplexerer sozialer Gebilde —, dann ist es auch wahrscheinlich, dass wir mit seelischen Mechanismen ausgestattet sind, die dem Ausufern des Neides entgegenwirken. Der extreme unbarmherzige Neider hat allen Völkern und Stämmen stets als ein Kranker gegolten.

Ein Problem bleibt jedoch und wird grösser werden: in der Gesellschaft der planmässig zum Neider erzogenen Mitmenschen, im gesellschaftspolitischen Klima der egalitären Ideologen werden die Erfolgreichen, die Könner, die zielstrebig am eigenen Berufserfolg arbeitenden Personen notwendigerweise immer mehr zu einer diskriminierten Minderheit.

Sie müssen damit rechnen, dass man ihnen mit jedem Mittel ein schlechtes Gewissen aufzunötigen sucht. Manche Prediger scheinen nichts lieber zu tun. So mancher wird sich vielleicht dabei ertappen, dass er die eine oder andere Erfolgchance nur halbherzig wahrnimmt, in der Meinung: Nun ja, wenn nichts daraus wird, hat man weniger Grund, mich zu beneiden. Wir müssen künftig noch mehr als bisher mit einem öffentlichen Klima rechnen, dass die gewohnheitsmässige Neidvermeidung tunlich erscheinen lässt.

Ob überhaupt und inwieweit man sich auf eine solche aber bewusst einlassen soll, muss von Fall zu Fall taktisch entschieden werden. Generell gilt aber die Regel, dass Neidvermeidungsgesten wenig bringen. Den krankhaften oder professionellen Neider beeindruckt man damit nicht. Neidvermeidungsgesten, deren Absicht durch die Umwelt erkannt wird, schaden in der Regel, und dies aus drei Gründen:

1. Selbst wer sich seines Neides durchaus voll bewusst ist, nimmt es uns übel, wenn er merkt, dass wir seinen Neid bereits einkalkulieren, also unter Umständen an seine Minderausstattung glauben.
2. Neider vermuten hinter jeder Neidvermeidungshandlung noch viel beneidenswertere und verborgene Werte beim anderen.
3. Wenn die Neidvermeidungshandlung zur eingefleischtesten Gewohnheit wird, schadet sie aber auch direkt. Die ständige Frage nämlich, was kann ich tun oder nicht tun, um bei anderen so wenig Neid wie möglich zu verursachen, diese Frage und die ihr folgende Grundeinstellung zu einem Menschen führt am Ende zum Zweifel an Sinn und Berechtigung des eigenen Erfolgsstrebens, der eigenen Leistung.

Natürlich, alle Welt, so scheint es, liebt den, der sein Licht unter den Scheffel stellt. Falls die Welt voller Neider steckt. Aber unter dem Scheffel wird der Sauerstoff für die Flamme bald knapp werden. Und wie diesem Licht geht es der Leistungsfreude, der Einfalls-gabe, der Zielstrebigkeit, wenn jemand sich von einer missgünstigen Umwelt den Leitgedanken aufdrängen lässt, nur ja keinen Neid zu erregen.

Copyright by Helmut Schoeck 1981. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, Vervielfältigung — auch auszugsweise — nur mit Genehmigung des Verfassers gestattet.